

MEINE SPRACHE IST DEUTSCH

LiteraturForschung Bd. 25
Herausgegeben vom Zentrum für Literatur- und
Kulturforschung

Stephan Braese und Daniel Weidner (Hg.)

Meine Sprache ist Deutsch

Deutsche Sprachkultur von Juden und
die Geisteswissenschaften 1870–1970

Mit Beiträgen von

Stephan Braese, Arndt Engelhardt, Birgit R. Erdle, Petra Ernst,
Claude Haas, Hans-Joachim Hahn, Andreas B. Kilcher,
Christoph König, Mona Körte, Vivian Liska, John McCole,
Hinrich C. Seeba, Daniel Weidner, Liliane Weissberg und
Philipp von Wussow

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dem Band zugrundeliegende Forschungsvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter den Förderkennzeichen 01UG0712 und 01UG1412 gefördert.

Das Buch wurde gedruckt mit freundlicher Unterstützung der RWTH Aachen



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Vervielfältigung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2015,

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.

Umschlagabbildung: Alter Hörsal, Foto: Grisca Georgiew

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: Sowa

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-286-5

Dichtungslogiken des Ich. Theoriebildung im Exil bei Käte Hamburger und Margarete Susman

MONA KÖRTE

Mit Margarete Susman (1872–1966) und Käte Hamburger (1896–1992) rücken zwei Wissenschaftlerinnen in den Blick, deren theoretisches Denken den wissenshistorischen Einschnitt vergegenwärtigt, der sich im 20. Jahrhundert als einem Jahrhundert der Auflösung produktiver Denkstile und -zusammenhänge vollzogen hat. Dabei ist ihr Denken ein an je anderen geistes- und literaturgeschichtlichen Maßgaben geschultes und folgt bei mitunter ähnlicher Interessenslage ganz unterschiedlichen Prämissen. Auch biografisch scheint die beiden mehr zu trennen als zu verbinden: Denn im Abstand von nahezu einer Generation geboren, weisen ihre durch ihre jüdische Herkunft ohnehin erschwerten Bildungswege je andere Beschränkungen und Hürden auf. Bei allen Unterschieden interessieren sich Susman und Hamburger, wenn auch in zeitlichem Abstand und in ungleicher Intensität, für ein Phänomen, das als eine der wesentlichen hermeneutischen Grundfragen innerhalb der Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts gelten kann: Beide fragen sie nach der Sprecherinstanz, nach der Stimme im Text, wodurch ihre Denkanstrengungen über in literarischen Texten aufgefundene Instanzen und Funktionen zu einer Komplikation der Situation des ›wer spricht?‹ führen.

In ihrem Buch *Das Wesen der modernen Lyrik* aus dem Jahr 1910 erteilt Margarete Susman dieser Frage überhaupt erst einmal ihre Berechtigung, indem sie für eine notwendige Trennungsleistung zwischen dem redenden Ich des Gedichts und seinem Autor plädiert. Um gegen eine bis dahin übliche Ineinssetzung dieser Instanzen anzugehen, prägt sie schließlich den Begriff des »lyrischen Ich«. Susmans Urheberschaft an dem Begriff wird jedoch gern vergessen, zumal diese durch ihre eigene Arbeit im Grenzfeld von Theorie und Dichtung gewonnene, äußerst exakte Wortbildung eine Art Solitär in ihrem ansonsten eher zu terminologischer Unschärfe neigenden Werk bildet. Käte Hamburgers Hauptwerk *Die Logik der Dichtung* (1957) hingegen hat durch seinen hohen Streitwert deutliche Spuren in der Geschichte literaturwissenschaftlicher Methodik und Problemstellung hinterlassen. Ihr im Exil in Schweden

entstandenes Buch ist das Resultat einer kaum zu entwirrenden Verdichtung philosophischer Denkstile und -strömungen insbesondere der 20er Jahre, das durch die erzwungene Mehrsprachigkeit gewonnene Einsichten mit aufnimmt, um »die *differentia specifica* der Fiktion trennscharf zu bestimmen«. ¹ Präzise auch im Einbezug der grammatischen Komponente von Sprache legt sie nicht nur eine Systematik der Dichtgattungen vor, sondern sie sortiert die Stimmen und Instanzen neu. Dabei modifiziert sie die Trennungsleistung Susmans, die im lyrischen Ich eine vom Schreiber autonome Instanz erkennt, auf eine Weise, die letztlich einer Verwerfung dieser Leistung gleichkommt.

Käte Hamburger nimmt im Folgenden mehr Raum ein, weil der Weg ihrer Theoriebildung vor dem Hintergrund der anderssprachlichen Exilerfahrung ein ungleich verwickelterer ist. Ihr Denkstil potenziert sich – anders als bei Susman, die ins Exil nach Zürich ging und den Verlust dialogischer Denk- und Schreibformen zeitlebens zu kompensieren suchte – im Gang durch die Fremdsprache auf der Folie der eigenen Sprache und Grammatik und erweist sich als konsequent monologischer. Einer Einführung zu den für die Theoriebildung symptomatischen Aspekten anhand einer kurzen biografischen Skizze Hamburgers folgt der Abschnitt »Wer spricht?«, der die begriffliche Trennungsleistung Susmans und die Verwerfungsgeste Hamburgers als eine literaturwissenschaftliche Arbeit am Ich beleuchtet. Ein weiteres Kapitel konstatiert ungeschriebene und umgeschriebene Arbeiten der Autorinnen angesichts einer abgerissenen und von Hamburger als ›tot‹ bezeichneten Wissenschaftstradition. Der letzte Teil schließlich bündelt und ergänzt die Beobachtungen und bezieht sich zurück auf den Ausgangspunkt – die Auflösung von Denkräumen.

1. Literatur: ein Hort grammatischer Irregularien

In ihrem kurzen, undatierten Lebensabriss notiert die Philosophin und Literaturtheoretikerin Käte Hamburger:

Im Herbst 1933 ging ich nach Dijon (wo der Germanist und Rektor Edmond Spénlé ein Novalisforscher war). Ich konnte fruchtbare französische Sprach- und Literaturstudien betreiben. Zu meinem Glück scheiterte ein Lektoratsangebot seitens des Rektors durch die Germanistin (auch Thomas-Mann-Übersetzerin) Geneviève Banquis. Der Zufall – ich muß ihn Vorsehung nennen – führte mich durch die in Dijon geknüpft Freundschaft mit

¹ Claudia Löschner: *Denksystem. Logik und Dichtung bei Käte Hamburger*, Berlin: Ripperger & Kremers 2013, S. 7. Der Text verdankt den Gesprächen mit Claudia Löschner sehr viel.

einer älteren Schwedin Ende 1934 nach Göteborg, wo ich bis 1956 lebte, in diesem von Hitler und Krieg verschonten Land, wohin ich meine Mutter retten konnte. – In diesen 22 Jahren wurde ich nicht nur selbst schwedische Staatsbürgerin, sondern auch schwedische Schriftstellerin, zusätzlich zu dem Deutschunterricht, den ich Personen aus den verschiedensten Schichten, vom Lehramtskandidaten bis zu Schulkindern und Warenhauspersonal gab. Es scheint mir, daß ich vielleicht ohne diesen Grammatikunterricht mein Buch »Die Logik der Dichtung« nie geschrieben hätte.²

Das in der Emigration in Schweden entstandene und 1957 vorgelegte Theoriewerk *Die Logik der Dichtung* ebnet Käte Hamburger den Weg der Remigration nach Deutschland und sorgt bald für eine kontroverse, internationale Rezeption:³ Mit ihm wird sich die 61-Jährige nach einem gut zwei Jahrzehnte dauernden Exil auf Betreiben des Literaturwissenschaftlers und früheren NSDAP-Mitglieds Fritz Martini an der Universität Stuttgart habilitieren.

Auf engem Raum sind in dem Lebensabriss zwei für Hamburgers Genese von Theorie symptomatische Aspekte angesprochen: Sie orientiert sich zum einen im Entscheid für ihr vorläufiges Emigrationsland zielstrebig an Forscherprofilen (in Dijon sitzt ein Novalisforscher, es ist von dem Angebot einer Thomas-Mann-Übersetzerin die Rede), verlängert also ihren Interessensstrang in das Exil hinein und deutet im Rückblick Flucht- in »Forscherorte« um.⁴ Denn der Novalisforscher aus Dijon führt gleichsam zu ihr zurück, indem er an ihre durch Ernst Cassirer vermittelte, 1929 in der *Deutschen Vierteljahrsschrift für Geistesgeschichte und Literaturwissenschaft* erschienene Schrift *Novalis und die Mathematik* (1929, Wiederabdruck 1966) erinnert. In diesem Aufsatz destilliert Hamburger aus dem Denksystem der für sie bedeutsamsten Persönlichkeit der Frühromantik eine Verwandtschaft von Mathematik, Philosophie und Dichtung heraus, die sie bei Novalis durch den spe-

² Zit. nach Hans Mayer: *Der Widerruf. Über Deutsche und Juden*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994, S. 259. Weiter heißt es: »Die Umstände, die verhinderten, daß ich ein Lektorat an der Göteborger Högskola bekommen konnte, sind in dem Buch von Helmut Müssener »Exil in Schweden« geschildert worden.« Der Verweis auf die Forschung Anderer bzw. die eigene Zurückhaltung in Hinsicht auf die vielen akademischen Hürden im Exil ist symptomatisch für Hamburger.

³ Eine erste Fassung entsteht im Winter 1954/55. Vgl. Antje Wischmann: »Käte Hamburger im schwedischen Exil. Strategien der Grenzüberschreitung. Recherchen zu Käte Hamburgers Forschung und Lehre im schwedischen Exil«, in: Miriam Kauko/Sylvia Mieszkowski/Alexandra Tischel (Hg.): *Gendered Academia. Wissenschaft und Geschlechterdifferenz 1890–1945*, Göttingen: Wallstein 2005 (= Münchener komparatistische Studien 6), S. 195–222, hier S. 204.

⁴ Tatsächlich schlägt ja der Forschungsaufenthalt in die erste Station des Exils um, da sie von dort nur kurzzeitig ins Elternhaus nach Hamburg zurückkehrt. Insgesamt fällt an diesem kurzen Abriss die über Gedankenstriche und Klammern markierte Unsicherheit über die Gewichtung von Informationen und Details auf.

kulativen Übertragungsvorgang theoretisch gewonnener Begriffe aus der Geschichte der Mathematik auf andere Gegenstandsfelder angelegt sah. Ihre Bekanntschaft mit der Thomas-Mann-Forscherin Geneviève Banquis erinnert uns weiterhin an ihre lebenslange Obsession für eben diesen Autor, aus dessen Erzählweise sie ihre wichtigsten theoretischen und sprachlogischen Argumente ableitete und dessen Werk ihrer Idee einer vom Nationalsozialismus unberührten Humanität weitestgehend entsprach.⁵

Zugleich – und das ist der zweite aus dem Lebensabriss abzuleitende Aspekt – deutet der zitierte Abschnitt im Vollzug des Gangs durch die Sprachen, zunächst ist es Französisch, bald darauf Schwedisch, auf die sich nach 1934 eröffnende linguistische bzw. grammatische Perspektive, die in ihrem Standardwerk *Logik der Dichtung* einen für ihr Theoriegebäude unhintergehbaren Ort finden wird. Als Schwedisch-Lernende und Deutsch-Lehrende im Exil in Göteborg mit der Notwendigkeit konfrontiert, »das sprachlich-grammatische Problem sozusagen mit neuen Augen an[zu]schauen«,⁶ sensibilisiert sich Hamburger für die (unterschiedlichen) Aufbauten der Sprachen und ihre verschiedenen Einsatz- und Verwendungsweisen. Daher erreicht sie im Schwedischen sehr bald die Produktivität, die sie in der Muttersprache hat. Zudem erwächst aus den abweichenden Fachgrenzen der schwedischen Hochschulen, innerhalb deren Vorbehalte ihrer jüdischen Herkunft gegenüber teils offen formuliert werden und ihre institutionelle Einbindung als literaturphilosophisch arbeitende Wissenschaftlerin erschweren, eine fachliche Umorientierung und Vielseitigkeit – es entstehen neben komparatistischen, die Nationalliteraturen übergreifenden Aufsätzen auch zahlreiche Zeitungsartikel. Offenbar sucht sie, auch um ihre Forschungen in neuen Schreibweisen zu popularisieren, nach Nischen jenseits der Institution Universität und schreibt eine ganze Reihe an Dichtermografien, etwa über Thomas Mann, Tolstoi, Schiller und Rilke. In Anlage und Duktus können diese Bücher, wie Wischmann festhält, als Vorläufer der bekannten Rowohlt-Monografien gelten.⁷ Durch die Sprachen und den Unterricht ihrer Muttersprache hindurch – neben »Verkaufspersonal von

⁵ Und dies, obwohl Thomas Mann der apodiktischen Denkerin eines schuldig blieb: ein an ihren Theorievorgaben geschultes literarisches Werk. Zur Rolle der Romane Thomas Manns als Trägermedien der Humanitätsthese vgl. Matthias Löwe: »Existenz, Humanität, Fiktion. Über einen Problemkomplex bei Käte Hamburger«, in: Andrea Albrecht/Claudia Löschner (Hg.): *Käte Hamburger. Kontext, Theorie und Praxis*, Berlin: Akademie 2015 (in Vorbereitung).

⁶ Käte Hamburger: »Über Erfahrungen im Deutschunterricht an unvorgebildete Erwachsene«, in: *Moderna språk* 33–34 (1939), S. 81–90, hier S. 82.

⁷ Vgl. Wischmann: »Käte Hamburger im schwedischen Exil« (Anm. 3), S. 205.

Warenhäusern und Detailgeschäften« unterrichtet sie auch »niedere[s] Hotel-, Schiffs- und Eisenbahnpersonal«⁸, wie sie in ihrem Beitrag *Über Erfahrungen im Deutschunterricht an unvorgebildete Erwachsene* aus dem Jahr 1939 konkretisiert – potenziert sie ihre Schreibweise von Theorie, die zunehmend auf der Strahlkraft grammatischer Sprachfunktionen und auf den Implikationen von Pronomen und Possessivpronomen in der Literatur gründet. »Zu grammatisch« lautet dann auch der Standardvorwurf der nach 1957 schnell einsetzenden Kritik, die sich auf die inhaltlichen wie formalen Prämissen ihres Werks und die Weise seiner Durchführung bezog.⁹

»Wahrscheinlich«, so präzisiert sie die noch gänzlich unausgelotete Rolle des Deutsch-als-Fremdsprache-Unterrichts im Exil,

hätte ich mich auch niemals für so etwas wie das Imperfekt, das Präteritum interessiert, wäre nie darauf gekommen, daß es sich mit diesem etwas sonderbar verhalten muss, wenn in einem Roman der Satz zu lesen steht, Morgen war Weihnachten – ahnte aber nicht, daß dieser Satz der Keim zu einem ganzen Buch werden würde, das ich die Logik der Dichtung betiteln würde.¹⁰

Dieser Satz gilt ihr in seiner Verbindung von Zukunftsadverb und Präteritum als einer der Belege des »epischen Präteritums«¹¹ – das ist eine Begriffsbildung von Hamburger, die beschreibt, dass die Zeitform der Dichtung vor der Grammatik nicht standhält. Denn das Imperfekt verliere in einem fiktionalen Text gerade »seine grammatische Funktion, das Vergangene zu bezeichnen«.¹² Während der Gebrauch des Präteritums in einem Wirklichkeitsbericht das Erzählte als etwas Vergangenes qualifiziere, bewirke das epische Präteritum in einem fiktionalen Text gerade keine zeitliche Distanzierung (stattdessen vermittelten die im Präteritum erzählten Ereignisse den Eindruck, in einer – fiktiven – Gegenwart stattzufinden). Der Satz »Morgen war Weihnachten« bildet also nicht nur den Keim zu einem Buch, sondern prägt als Formel seine

⁸ Hamburger: »Über Erfahrungen im Deutschunterricht« (Anm. 6), S. 82.

⁹ Vgl. Johanna Bossinade/Angelika Schaser (Hg.): »Von der Außenseiterin zur Klassikerin: Käte Hamburger«, in: dies. (Hg.): *Käte Hamburger. Zur Aktualität einer Klassikerin*, Göttingen: Wallstein 2003, S. 7–14, hier S. 12.

¹⁰ So in einer Rede aus Anlass der Verleihung der Ehrenpromotion durch die Universität Siegen im Jahr 1980. Zuerst in Käte Hamburger: »Das epische Präteritum«, in *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 27 (1953), S. 329–357. Das Gebiet des DAF-Unterrichts hat Hamburger im Übrigen wegen des bis dahin fehlenden sprachpädagogischen Unterbaus als »eine Art No man's land« bezeichnet. Vgl. Hamburger: »Über Erfahrungen im Deutschunterricht« (Anm. 6), S. 82. Hier finden sich gelegentlich ausgesprochen stereotype Klassifizierungen in Kopf- und Sacharbeiter, Gebildete und Arbeiter.

¹¹ Hamburger: »Das epische Präteritum«, S. 329–357.

¹² Käte Hamburger: *Die Logik der Dichtung*, München: dtv 1987, S. 61.

Nachgeschichte, denn er ist der in der breiten und phasenweise überaus kritischen Rezeption am häufigsten zitierte Satz.¹³ Und es erscheint fast wie ein Streich, dass sich Hamburger für ihr schwer lesbares, hoch theoretisches Hauptwerk den (ungenau zitierten) Beleg aus der Trivialliteratur holt,¹⁴ aus dem in den 20er Jahren viel gelesenen Roman *Die Bräutigame der Babette Bomberling* (1915) von Alice Berend.¹⁵

Durch die im Fremdsprachenunterricht geschärfte Aufmerksamkeit für die Zeitformen und die ›Sonderbarkeiten‹ ihrer Verwendung in der Dichtung klingt also eine Auffassung von Literatur als einer bestimmten Form der Sprachverwendung an, die von dem Gebrauch der grammatischen Alltagssprache abweicht. Diese Position, die im Resultat wohldefinierte Begriffe und theoretisch fundierte Methoden literarischer Werkbetrachtung anbieten möchte, ist uns durchaus vertraut, weil sie wenn auch von fern an den russischen Formalismus und deren Errungenschaft einer ›Versachlichung‹ intuitiv hermeneutischer Zugangsweisen erinnert – an einen Ansatz also, der in der deutschen Germanistik der 50er Jahre fremder nicht hätte ausfallen können. Angesichts dieser Fremdheit spricht Eberhart Lämmert in seiner Würdigung Hamburgers von ihrer Dichtungstheorie als einem »Paukenschlag«, durch den sie »von einer Emigrantenstimme zu einer zentralen Instanz«¹⁶ der neuen Literaturwissenschaft wurde. Die bei Hamburger entwickelte These, dass Literatur, gemessen an der Alltagssprache, ein Hort sprachlogischer Irregularien darstellt, rückt ihren Literaturbegriff tatsächlich ansatzweise in die Nähe von Formalisten wie Roman Jakobson, der Literatur als eine besondere Form der Sprachverwendung, genauer mit einem schönen

¹³ Barbara Hahn zufolge lebt das Buch in einem Zitat weiter, das nicht einmal von ihr stammt. Vgl. Barbara Hahn: »Erratischer Block oder von der Schwierigkeit, Käte Hamburgers Logik der Dichtung zu lesen«, in: Bossinade/Schaser (Hg.): *Käte Hamburger. Zur Aktualität einer Klassikerin* (Anm. 9), S. 129–137, hier S. 129.

¹⁴ Auch wenn klar ist, dass in Hamburgers Fiktionalitätsauffassung U-Literatur selbstverständlich nicht von E-Literatur geschieden wird. Der hier offenbar aus dem Gedächtnis zitierte Satz heißt korrekt: »Morgen war Weihnachtsabend«, vgl. Alice Berend: *Die Bräutigame der Babette Bomberling* [1915], Grambin/Berlin: Aviva 1998, S. 85. In ihrem ungenauen Zitat verschenkt Hamburger die semantische Spannung zwischen Morgen und Abend.

¹⁵ Das Buch handelt von einem Sargfabrikanten, der auf der Suche nach einem würdigen Bräutigam für seine Tochter mit dem Stigma seines Berufs zu kämpfen hat. Sein zeitlos-aktuelles Metier passt recht gut zu der These, dass das Imperfekt seine Funktion, die Vergangenheit zu bezeichnen, einbüßt.

¹⁶ Eberhard Lämmert: »Käte Hamburger – Charakterzüge ihrer Wissenschaft«, in: Bossinade/Schaser (Hg.): *Käte Hamburger. Zur Aktualität einer Klassikerin* (Anm. 9), S. 15–27, hier S. 22.

Wort als eine an der einfachen Sprache begangene Gewalt oder auch Deformation bezeichnete.¹⁷

Die deutsche Grammatik, die eine logische Anstrengung des Verstehens erfordere, lenkt ihren Fokus jedenfalls auf die materielle Seite des fiktionalen Texts, den Hamburger auf sein dezidiert sprachlogisches (und nicht allgemein ästhetisches) Funktionieren hin befragt. Denn Dichtung kann ebenso wenig wie die Sprache in ihrem ›So-sein‹ beschrieben werden, sondern erhellt sich – wie es in der *Logik der Dichtung* heißt – »aus der verborgenen Struktur, die ihr als Kunst der Sprache oder aus Sprache zugrunde liegt«. Dieser logischen Struktur oder »Gesetzmäßigkeit« seien sich die Dichter selbst nicht bewusst, »so wenig wie wir denkend und sprechend uns der logischen Gesetze bewußt sind, denen wir folgen müssen, um uns verständlich zu machen«.¹⁸

Dabei scheint der Begriff ›Logik‹ im Titel als eine Art Signal- oder auch Brückenwort zu fungieren, da Hamburger sich mit ihm auf dem Feld einer Ver(natur)wissenschaftlichung der Geisteswissenschaften bewegt. Allerdings möchte sie dezidiert keinen Beitrag zur Frage der Geistes- als »Gesetzeswissenschaften«¹⁹ nach dem Vorbild der Naturwissenschaften leisten. Die Logik im Titel lehnt sich in der Genitivverbindung wie verschiedentlich angemerkt eher an Cassirers *Zur Logik der Kulturwissenschaften* (1942) an – der wie sie nach Schweden geflüchtet war, aber im Gegensatz zu ihr von 1936 bis 1941 einen Lehrstuhl an Göteborgs Höögskola inne hatte – und situiert das Buch im Umfeld des Neukantianismus der 20er Jahre, der Existenzphilosophie und der Phänomenologie.²⁰ Ihre Lehrer waren neben Ernst Cassirer und Rudolf Unger auch Wilhelm Dilthey. Einerseits nimmt der Titel mit der ›Logik‹ also den in den 20er Jahren aufgenommenen Denkfaden auf, wird jedoch hybrid, sobald er die Logik auf den Raum der Literatur appliziert, genauer: mit dem Wort der ›Dichtung‹ kombiniert. Das Wort Dichtung nämlich ist anders als Literatur ein im Deutschen und in den skandinavischen Sprachen gebräuchliches, aber im Sprachenvergleich einmaliges Wort, das durch seine präzise poetologische Bezeichnungsfunktion »der Terminologie der anderen Sprachen und in erster Linie dem Begriff der Literatur selbst überlegen ist«, wie es Hamburger in ihrem Aufsatz *Das*

¹⁷ Roman Jakobson: »Über den Realismus in der Kunst« [1921], in: ders. *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 129–139, hier S. 132.

¹⁸ Hamburger: *Logik der Dichtung* (Anm. 12), S. 13.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Der Titel könnte sich aber auch, weil eine intensive Beschäftigung mit der skandinavischen literaturwissenschaftlichen Forschung nachweislich ist, an Hans Larssons Monografie *Die Logik der Poesie*, urspr. 1899 u. 1914, anlehnen.

Wort »Dichtung« zum Bedeutungswandel des ursprünglich weihevoll-religiös eingefärbten Begriffs Dichtung ausführt.²¹

Bereits in ihrem Dissertationstitel bezieht sich Hamburger indirekt auf zeittypische Leitvokabeln, um an den Begriffen zu arbeiten oder sich von ihnen zu distanzieren: So heißt der Titel ihrer Dissertation *Schillers Analyse des Menschen als Grundlegung seiner Geschichts- und Kulturphilosophie* (1922), sie spricht also nicht, worauf Eberhard Lämmert hingewiesen hat, wie zeitgenössische Lehrer es getan hätten, in ideologischer Einfärbung von »Schillers Menschenbild«, sondern von der »Analyse des Menschen«²², wählt also einen offenen anstelle eines einengenden Begriffs. Hamburgers Buchtitel sind mit Bedacht gewählt und setzen Zeichen, indem sie einerseits dem strategischen Wissen mit Blick auf die Universität als Institution geschuldet sind, andererseits ihre völlig autonomen Denkleistungen betonen, Anschluss und Alleingang also gleichermaßen mit sich führen bzw. die Autonomie hinter einer vordergründigen Anschlussbereitschaft verbergen.²³

Nicht zuletzt durch den Begriff der Logik, der sich auf die linguistischen, grammatikalischen und epistemologischen Aspekte fiktionalen Erzählens bezieht, hat das Buch eine enorme Ausstrahlung auf eine bis dahin eher im Biographisch-Empirischen stochernde Fachgeschichte der 50er Jahre. Einerseits treibt die *Logik der Dichtung* Hamburgers bereits vor 1933 begonnene Engführung von Philosophie und Literatur noch weiter, indem sie die Literatur selbst zu einem philosophischen Gegenstand macht, andererseits lässt sich ihre Schreibweise von Theorie als ein Präzisierungsschub hin zur exakten bzw. logischen Unterscheidung von Sprachfunktionen verstehen, die fortan nicht mehr übersehen werden kann. Gleichsam unabhängig von ihren eigenen Ergebnissen bzw. über diese hinausgehend entwickelt sich die Literaturwissenschaft zu einer »neuen Disziplin des Denkens« und konturiert den Bereich der Allgemeinen Literaturwissenschaft, die heute jedenfalls – zumal in Verbindung mit der Komparatistik – als die theorieintensivste unter den

²¹ Vgl. Käte Hamburger: »Das Wort ›Dichtung‹«, in: dies.: *Kleine Schriften*, Stuttgart: Heinz 1976, S. 3–17, hier S. 4 f. u. S. 17. An seinem Ursprung bei Herder hat der Begriff ›Dichtung‹ noch nichts mit dem literarischen Gebiet der Dichtungsgattungen zu tun. Dichtung ist kein ›Terminus‹, weil nicht durch wissenschaftliche Theorien und Moden gebildet. Für Hamburger ist ›Dichtung‹ ein Sammelbegriff für alle Gattungen und Einzelwerke und Ersatz für ›Poesie‹. Im Französischen wird ihr Hauptwerk übrigens mit *Logiques des genres littéraires* und im Englischen mit *The Logic of Literature* übersetzt.

²² Lämmert: »Käte Hamburger – Charakterzüge ihrer Wissenschaft« (Anm. 16), S. 21.

²³ Gerade an der Titelfrage lässt sich ermesen, dass Hamburger nicht wie etwa Walter Benjamin immer schon vom und am Rand, aus einem Jenseits der Institutionen, dachte.

philologischen Disziplinen gelten kann und häufig mit der Philosophie oder einem ähnlich grundlegenden Fach kombiniert wird.

Hamburgers im theoretischen Schreiben ausgebauten Sensibilität für die Zeitformen, Wort- und Buchstabenstellungen, die sie den imaginären Rotstift auch an größeren, in ihrer Alternative zur herkömmlichen Einteilung von Dichtungsgattungen obsolet gewordenen Theorieentwürfen (etwa an René Welleks/Austin Warrens *Theory of Literature*, 1949 oder an Wolfgang Kayzers *Das sprachliche Kunstwerk*, 1948) ansetzen lässt, findet übrigens ein frühes, privates Beispiel in ihrem Eigennamen, den sie auf die hörbaren Buchstaben reduzierte, indem sie das ›h‹ aus ihrem Vornamen strich.²⁴

2. ›Wer spricht?‹ – Die Arbeit am Ich

Hamburgers mitunter sperrige, am Textbefund gewonnene Schlussfolgerungen konstatieren eine Abwesenheit des Erzählers in der fiktionalen Erzählung, die atemporale Bedeutung des ›epischen Präteritums‹ und schließlich einen besonderen Status lyrischer Dichtung, da sich kein lyrisches Ich in ihr ausspreche, sondern sie Ausdruck eines sprechenden Subjekts sei. Als Ausdruck des sprechenden Subjekts ist Lyrik für Hamburger eine nichtfiktionale Gattung im Gegensatz zu fiktionalen Gattungen wie Epik und Dramatik, wodurch sie das lyrische Ich als eine autorunabhängige Instanz verabschiedet. Das – hier von Käthe Hamburger verworfene – Konzept des lyrischen Ich als einer vom Schreiber autonomen Instanz ist ein Begriff von hoher Reichweite, denn es hat seit seiner Begriffsbildung durch Margarete Susman eine erstaunliche, über die Lyriktheorie hinausweisende Karriere gemacht. Damit fällt nun der zweite, im Titel dieses Essays aufgerufene, Name des ungleichen Paares, durch dessen Zusammenstellung sich verschiedene Argumente gewinnen lassen: 1910 legt Margarete Susman ein vom literaturtheoretischen Anspruch in ihrem Werk einmaliges Buch mit dem Titel *Das Wesen der modernen deutschen Lyrik* vor, in dem sie in Zeiten eines ausgeprägten Künstlerbiografismus und der Übereinkunft einer Subjektivität allen Dichtens als Erbschaft des 19. Jahrhunderts den modern anmutenden Begriff des lyrischen Ich prägt. Dieser Begriff ist einer Differenzierungsleistung geschuldet, die das ›redende Ich‹ im Gedicht

²⁴ Frühe im Eigenverlag publizierte Märchen sind noch unter dem Namen ›Käthe Hamburger‹ erschienen. Vgl. »Fundstücke. 8 neue Kindermärchen von Käthe Hamburger. Für Kinder von 3–6 Jahren. Hamburg 1909 im Eigenverlag der Verfasserin«, in: Bossinade/Schaser (Hg.): *Käthe Hamburger. Zur Aktualität einer Klassikerin* (Anm. 9), S. 181–193.

bekanntlich von dessen Autor trennen soll. Über die Linie, die der Begriff seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts durch eine auf ihre theoretischen Grundlagen und ihre Methodik reflektierende Literaturwissenschaft zieht, bilden Margarete Susman und Käte Hamburger nicht selten ein Paar in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung um die Genese und Geschichte lyrischer Subjektivität, genauer um die Frage nach dem ›Wer des Gedichts‹, der Ermittlung der Sprecherinstanz im Gedicht.²⁵ Und der Vorgang der Ermittlung scheint hier der richtige Ausdruck für das Bemühen um Exaktheit und Versachlichung einerseits und die – dem kriminologischen Verfahren an der Stelle nicht unähnliche – philologische Arbeit am Textbefund andererseits, dem Hamburger in ihrer Einleitung *Begriff und Aufgabe einer Logik der Dichtung* den Vorgang der »Aufdeckung«²⁶ zugesellt.

Von ihren Lebensdaten, Voraussetzungen und intellektuellen Lebensläufen handelt es sich jedoch um ein höchst ›ungleiches Paar‹, ein Kompositum übrigens, das Hamburger als alltagssprachliches Beispiel für einen grammatisch falschen Bezug Freude bereitet hätte. Denn im Kompositum ›ungleiches Paar‹ zieht sich etwas zusammen, das man der Richtigkeit halber eigentlich umständlicher sagen müsste, gemeint sind ja zwei sich zusammenfindende Individuen, die sich sehr unterscheiden und offenbar trotz des Unterschieds ein Paar bilden können. Da sich in Hamburger und Susman auch durch ihren Abstand von fast einer Generation vollkommen unterschiedlich gelagerte, intellektuelle Lebensläufe gegenüberstehen, sollen hier zunächst einige biografische Daten der Orientierung dienen:

Margarete Susman (1872–1966) und Käte Hamburger (1896–1992) stammen beide aus Hamburg, aus jüdisch-assimilierten Elternhäusern. Susman verbringt ihre Jugend in Zürich, studiert ab 1894 Malerei in Düsseldorf und Paris u. a. bei Georges Braque, hört anschließend Philosophie bei Theodor Lipps in München und bei Georg Simmel in Berlin, kann aber, typisch für intellektuelle Frauen ihrer Generation, kein Universitätsstudium im eigentlichen Sinn absolvieren. Ihr Status ist der einer Gasthörerin. Neben Gertrud Kantorowicz, mit der sie die Simmel'schen Privatkolloquien besucht,²⁷ gehören Karl Wolfskehl, Stefan George, Ernst Bloch, Martin Buber und Gustav Landauer zu ihren

²⁵ Ein Beispiel: Jan Borkowski/Simone Winko: »Wer spricht das Gedicht? Noch einmal zum Begriff ›lyrisches Ich‹ und zu seinen Ersetzungsvorschlägen«, in: Hartmut Bleumer/Caroline Emmelius (Hg.): *Lyrische Narrationen – narrative Lyrik*, Berlin/New York: De Gruyter 2011, S. 43–77, insb. S. 45 ff.

²⁶ Hamburger: *Logik der Dichtung* (Anm. 12), S. 11.

²⁷ Margarete Susman: *Ich habe viele Leben gelebt. Erinnerungen*, Stuttgart: DVA 1964, S. 53. Dort nennt sie diese Kolloquien »eine soziologische Schöpfung im Kleinen«.

Bezugsgrößen. Simmel widmet ihr sein Buch *Über die Religion* (1906), sie selbst skizziert – durch die Jahre der Emigration in Zürich unterbrochen – ein Großprojekt über Simmel, das ungeschrieben bleibt bzw. in einem kleinen und späten Buch zu Simmel eine Kontur erhalten wird. Vor dem erwähnten Theorie-Buch *Das Wesen der modernen deutschen Lyrik* legt sie verschiedene, heute vergessene Gedichtbände wie *Mein Land* (1901) und *Neue Gedichte* (1907) vor, dazu zahlreiche Beiträge in der Frankfurter Zeitung. 1933 emigriert sie in die Schweiz und kehrt bis zu ihrem Tod nicht mehr nach Deutschland zurück. In der Schweiz erhält sie eine Aufenthaltsgenehmigung, aber ohne Arbeitserlaubnis, was einem indirekten Arbeitsverbot gleichkommt. Ab 1935 schreibt sie auch von der zeitgenössischen Rezeption in Teilen kritisch aufgenommene Essays zum Komplex ›Deutschtum und Judentum‹ als eine Geschichte gewordene Kultursynthese, die vor allem das Judentum essenzialisieren, und – wie etwa in ihrem Aufsatz *Vom geistigen Anteil der Juden an der deutschen Geistesgeschichte* (1935) – mit religiös-mystizistischen Modellen von (Selbst-)Aufgabe und Untergang argumentieren.²⁸ Nahezu völlig erblindet stirbt sie 1966, 94-jährig, in Zürich. Susman arbeitet strikt außerakademisch; sie forscht individuell, unsystematisch und personenorientiert. Neben ihrer Theorie der modernen Lyrik widmet sie sich Aufsätzen zu Jean Paul, liefert 1929 eine der ersten Interpretationen zu Kafka, schreibt ein Buch zu Frauen der Romantik. Ihre eigenen Arbeiten und Vorträge, die sie immerzu ausbaut und fortschreibt, entwickelt sie dialogisch. Im Rückblick charakterisiert sie viele ihrer Arbeiten, von Ausnahmen wie ihrem frühen Kafka-Essay einmal abgesehen, als durch Andere angestoßene: Dabei ist der auffällige Gestus des ›Als ich den Auftrag zu dieser Arbeit erhielt‹, stets beides: Programm und rhetorische Figur.²⁹

Anders als Susman kann die 1896 geborene Hamburger, sie gehört zur ersten Generation studierender Frauen, ein ›ordentliches‹ Studium aufnehmen und beginnt mit Kunstgeschichte (u. a. bei Friedrich Meinecke, Eduard Meyer, Max Dessoir, Gustav Roethe), studiert ab 1918 Philosophie bei dem Mittelalterphilosophen Clemens Baeumker in München und promoviert schließlich 1922 mit einer Arbeit zu *Schillers Analyse*

²⁸ Margarete Susman: »Vom geistigen Anteil der Juden in der deutschen Geistesgeschichte«, in: Christoph Schulte (Hg.): *Deutschtum und Judentum. Ein Disput unter Juden aus Deutschland*, Stuttgart: Reclam 1993, S. 138–149, hier S. 139 f.

²⁹ Vgl. Susman: *Ich habe viele Leben gelebt* (Anm. 27), aber auch in einzelnen Büchern. Typisch hierfür auch die von Simmel in Auftrag gegebene Übersetzung von Henri Bergsons *Einführung in die Metaphysik*, gedacht vielleicht auch als ein ›intellektuelles Gesellenstück‹, jedenfalls als Übung. Ihre Erinnerungen wurden vom Leo Baeck Institut/ New York in Auftrag gegeben.

des Menschen als Grundlegung seiner Kultur- und Geschichtsphilosophie, dem sie weitere Studien bei Ernst Cassirer an der Universität Hamburg anschließt. In den 20er Jahren beschäftigt sie sich mit Jean Paul und dem Todesproblem, mit der Frühromantik, insbesondere mit Novalis, wird 1928 Assistentin des Philosophen Paul Hofmann, und macht 1932 Bekanntschaft mit Thomas Mann durch ihre Schrift *Thomas Mann und die Romantik*, die 1933, also kaum ein Jahr nach ihrem Erscheinen vom Verlag Junker & Dünnhaupt, eingestampft wird.³⁰ In der Emigration wird sie 1945 schwedische Staatsbürgerin und bleibt dies auch bis ans Lebensende. Habilitiert wird sie im Jahr 1957 mit *Logik der Dichtung* an der TH Stuttgart; im Anschluss daran lehrt sie als außerplanmäßige Professorin im Rahmen der sogenannten Bildungsfächer und des ›Studium generale‹ mit einem Lehrauftragshonorar von 400 D-Mark. Mit 61 Jahren war sie nach dem deutschen Beamtengesetz für einen Lehrstuhl zu alt.³¹

Sieht man auf die Themenwahl der beiden Autorinnen, so könnte man – wären sie in der Ausführung und im Zeitpunkt ihres Interesses nicht so unterschiedlich – durchaus einem ›Beziehungswahn‹ erliegen: Susman nennt in ihren Erinnerungen *Ich habe viele Leben gelebt* (1964) die Frage nach dem Wesen des Mitleids die erste philosophische Frage ihres Lebens, von Hamburger liegt ein ›Mitleid‹ überschriebenes Alters-, ja fast müsste man sagen Greisenwerk vor, das in der systematischen Aufarbeitung der abendländischen Mitleidsidee gegen seine Verabsolutierung als einer praktischen Haltung angeht und die Regungen des Mitleids zu einer ziemlich erbarmungslosen Angelegenheit erklärt.³² Und die frappante Ähnlichkeit in der Wahl ihrer Forschungsgegenstände setzt sich fort: Beide haben, und dies nahezu zeitgleich, in den 20er Jahren, über

³⁰ Vgl. Hans Mayer: »Freundeswort. Gedenkrede auf Käte Hamburger«, in: Jürgen Hering (Hg.): *Käte Hamburger. Reden bei der Akademischen Gedenkfeier der Universität Stuttgart für Frau Prof. Dr. phil. habil. Käte Hamburger*, 8. Dezember 1992, Stuttgart: Univ.-Bibliothek 1993 (= Reden und Aufsätze 43), S. 23–40, hier S. 29. Ein implizites, mitunter auch explizites Bindeglied der Zeit vor 1933 und ihres Profils im Exil ist Thomas Mann. Wie viele der sie vor 1933 interessierenden Autoren (darunter Jean Paul, Novalis und Rilke) steht Mann in der Tradition des Schriftstellers als Theoretiker seines eigenen Schaffens. Anhand ihrer Lektüren seines Werkes formt sie, wie Claudia Löschner betont, poetische Positionen zu theoretischen Maßgaben um und bezieht diese damit in den Bereich der ›Logik‹ ein.

³¹ Vgl. dazu Gesa Dane: »Käte Hamburger«, in: Christoph König/Hans-Harald Müller/Werner Röcke (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*, Berlin/New York: De Gruyter 2000, S. 189–199, hier S. 192.

³² Auch Hannah Arendt (1906–1975), die jüngste von ihnen, denkt über Mitleid nach, und zwar in ihrem Buch *Über die Revolution* (1965), wo sie den Begriff nach der Seite eines wirklichen Mit-Leidens vom Mitleiden im gewöhnlichen Sinn differenziert. Letzteres gelte eher der Affektökonomie des Selbst als dem anderen. Vgl. hierzu: Sigrid Weigel: »Compassio«, in: Christine Blättler/Erik Porath (Hg.): *Ränder der Enzyklopädie*, Berlin: Merve 2012, S. 21–29.

die Todesproblematik bei Jean Paul und intensiv über Rilke nachgedacht. Einen besonderen Stellenwert nehmen darüber hinaus ihre Beiträge zur sogenannten Rahel-Philologie ein, deren Stoßrichtungen sich jedoch, wie noch zu sehen sein wird, radikal aufgrund ihrer unterschiedlichen Prägungen und Denktraditionen unterscheiden.

In ihrer Verarbeitungsweise von Theorie und der je anderen Überformung ihrer Gegenstände bilden sie sogar regelrecht Gegenpole; Ritchie Robertson hat diese Pole, wie er selbst anmerkt, etwas holzschnittartig als zwei gegenstrebige Traditionen beschrieben, deren eine so etwas wie ein konservativer, an der Lebensphilosophie geschulter ästhetischer Humanismus nach Art Ernst Cassirers (und damit des Neukantianismus der Marburger Schule) und seiner Vorstellung, ein Wirkliches durch ein System von Symbolen oder Zeichen vermittelt zu bekommen, darstellt – und deren andere Tradition eine radikal modernistische und religiöse Ausrichtung um Figuren wie Walter Benjamin und Gershom Scholem beschreibt, die eher an der Allegorie orientiert ist. Susmans Differenzen mit Scholem stehen dazu selbstverständlich in keinem Widerspruch.³³

Susmans glasklare Trennungsleistung zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigt sie auf dem schmalen Grat zwischen Theorie und Dichtung stehend – das übersieht man häufig angesichts ihrer heute vergessenen Gedichtbände und ihrer erinnerten, nach 1933 mitunter äußerst problematisch anmutenden Essays u. a. zur Aufgabe des Juden (hier durchaus in seinem prekären Doppelsinn). Dass es faktisch keine Susman-Forschung gibt, mag auch an diesen Essays liegen, die kaum einen Hinweis auf die politische und soziale Wirklichkeit geben, weshalb sich neue Fragehorizonte angesichts des eskapistischen Charakters erst allmählich auftun. Doch was Susman in ihrem Theoriebuch zu Beginn des 20. Jahrhunderts zusammenführt,³⁴ ist schon eine kleine Revolution, da es vor dem Hintergrund eines säkularen Verständnisses von Religion einerseits und einer Öffnung der Philologie andererseits Abschied nimmt von der Ausdrucksästhetik Diltheys, die sich an dem, dem Gedicht zugrunde liegenden, biografischen Erlebnis des Autors orientiert.³⁵ Ihr

³³ »Panelists' Commentary«, in: Stephen D. Dowden/Meike G. Werner (Hg.): *German Literature, Jewish Critics. The Brandeis Symposium*, Rochester, NY: Camden House 2002, S. 131.

³⁴ Anlass ihres Buches ist Rilkes *Stunden-Buch* (1905). Susman bespricht in der Zeit regelmäßig lyrische Neuerscheinungen. Ihr Band soll, so der Ansatz der Reihe, »das Publikum für die Kunst schulen«.

³⁵ Wilhelm Dilthey: *Das Erlebnis der Dichtung. Lessing – Goethe – Novalis – Hölderlin*, Stuttgart: Teubner 1957, S. 126–139: »In allem, was mich umgibt, erlebe ich nach, was ich selbst erfahren habe. [...] Und dies und nichts anderes ist es, was die Dichtung zunächst sehen

zufolge beerbt die Kunst, insbesondere die moderne Lyrik durch ihre selbständige Entwicklung, die Religion, die ihre führende Stellung im Kulturleben der Jahrhundertwende verloren hat. Sie verwandelt den Gehalt der Religion in etwas Neues.³⁶ Es gelte, wie es bei ihr heißt, der »Verwechslung des lyrischen Ich mit dem einmaligen Ich des Individuums« vorzubeugen, denn den methodischen Fehler der Verwechslung begehe die Ästhetik seit Klopstock. Das in der Lyrik redende Ich sei eben nicht »das persönliche des Dichters«, sondern »das lyrische Ich, das eine Form ist, die der Dichter aus seinem gegebenen Ich erschafft.«³⁷ Was Susman hier in der Insistenz auf der Unabhängigkeit des Kunstwerks behauptet, ist die Selbständigkeit des Textes gegenüber dem Autor. In der Metapher von der Vernichtung des gegebenen Ichs, von der ›Auflösung des Subjekts‹ durch ihre Aufmerksamkeit für das fremde Andere, nimmt sie in der Frage des ›wer spricht?‹ eine der hermeneutischen Grundfiguren der Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts vorweg. Damit antizipiert sie Positionen, die später mit einem Wort von Roland Barthes als ›Tyrannei eines Autorzentrismus‹ zusammengefasst wurden. Susmans literaturwissenschaftliche Leistung liegt Renner zufolge in der »Trennung des Subjekts einer Äußerung« vom »grammatische[n] Subjekt einer Aussage« und damit in der »Markierung einer Grenze zwischen Urheber und Werk [...]. Durch ihre Aufmerksamkeit für das ›fremde Andere‹ des Textes ist ihr in systematischer Hinsicht die Entdeckung einer Textinstanz geglückt.«³⁸ Mit Susmans Terminus des lyrischen Ich eröffnet sie 1910 eine literaturtheoretische Debatte, die Literaturwissenschaftler wie Iser, Schläffer, Benveniste, Lamping, Genette u. a. herausfordern wird, umgehend aber von dem Germanisten Oskar Walzel in seinem mehrteiligen Essay *Schicksale des lyrischen Ich* (1916) aufgenommen und in einen radikaleren Gestus überführt wird. Nach mehrmaligem Rekurs auf Susman folgert Walzel, dass sich im lyrischen Ich die »inneren Vorgänge der Seele eines Kakadus oder eines alten Droschkengauls« oder in der neuesten Poesie der Buche aussprechen dürfen, kurz auch ein Kanarienvogel kann – freilich ohne der Dichter zu sein – zu einem

lässt. Ihr Gegenstand ist nicht die Wirklichkeit, wie sie für einen erkennenden Geist da ist, sondern die in den Lebensbezügen auftretende Beschaffenheit meiner selbst und der Dinge [...]. So erschließt uns die Poesie das Verständnis des Lebens. Mit den Augen des großen Dichters gewahren wir Wert und Zusammenhang der menschlichen Dinge.«

³⁶ Margarete Susman: *Das Wesen der modernen Lyrik*, Stuttgart: Strecker & Schröder 1910, S. 9 f.

³⁷ Ebd., S. 17.

³⁸ Ursula Renner: »Margarete Susman«, in: Bernhard J. Dotzler (Hg.): *Grundlagen der Literaturwissenschaft. Exemplarische Texte*, Köln/Weimar: Böhlau 1999, S. 221–228, hier S. 221 u. S. 223.

»Ich-Selbstgespräch« anheben und gar ein Franz Werfel erlaube es einer Schultasche, sein eigenes Ich redend einzuführen, damit sie ihre Erinnerungen erzählt.³⁹ »Das Ich des Dichters«, so heißt es dort, »tritt zurück. Eine Lyrik des anderen tut sich auf«,⁴⁰ womit dem Anderen die Rechte an der ersten Person geschenkt würden.

Während Susman auf der Unterscheidung zwischen empirischem Autor und lyrischem Ich insistiert, moniert Hamburger die habituelle Gewohnheit der Zunft, »jede Verbindung zwischen dem Ich des Gedichtes und dem des Dichters abzuriegeln«. Goethe-Leserinnen wie Rahel Varnhagen hätten sich nie davon abbringen lassen, dass das Ich im Goethe-Gedicht *Mit einem gemalten Band* »Goethe und dieses Du Friederike« sei, und sie kontert mit dem Argument, es sei ein ebenso unerlaubter Biografismus zu sagen, »dieses Ich sei nicht Goethe und dieses Du nicht Friederike«. Das lyrische Aussage-Subjekt sei »immer identisch mit dem Aussagenden, dem Sprechenden oder dem Verfasser eines Wirklichkeitsdokuments. Darin steht es in einer Linie mit den Aussagesubjekten eines historischen, philosophischen oder naturwissenschaftlichen Werkes«. ⁴¹

Was tut Hamburger hier? Indem sie eine Identität der beiden Instanzen behauptet, zieht sie – und das ist wirklich äußerst eigenwillig – die Lyrik als die hermetischste aller Gattungen, genauer die Weise ihres Ich-Sagens, auf die Seite der Philosophie, der Geschichtswissenschaft und der Naturwissenschaft als dem »anderen, nicht-fiktionalen Gebiet von Sprachwerken«, um die Gattungen somit nach neuen Kriterien zu ordnen.⁴² Durch ihre philosophisch streng durchgearbeiteten Begriffe, ihre sprachtheoretische Grundlage, ihre Reflexion auf die grammatischen Grundbedingungen des Sprechens sortiert sie die Weisen des Ich-Sagens, die nicht mit einem individuellen Ich verwechselt werden dürfen, nach anderen Kriterien (und stellt bei der Gelegenheit auch den literarischen Kanon ein wenig auf den Kopf). Dabei klingen im Einsatz des Ich Reste anderer Ich-Formationen, etwa des transzendenten Ich der Romantik, aber auch das der Existenzphilosophie, der Erlebnislyrik Diltheys und der Einfühlungstheorie Theodor Lipps nach, die sie zu einer Differenzierung von fiktionalen Gattungen wie Epik und Drama und dem »anderen Gebiet von Sprachwerken« entfaltet,

³⁹ Oskar Walzel: »Schicksale des lyrischen Ich«, in: ders.: *Das Wortkunstwerk. Mittel seiner Erforschung*, Leipzig: Quelle & Meyer 1926, S. 260–276, hier S. 263 f. Weiter spricht er von der Tendenz einer »ichlosen Lyrik«, der »Aufgabe des Ich«, einer »Entichung« (S. 271). Vor allem innerhalb der Kulturwissenschaft werden Oskar Walzels Schriften jüngst einer Relektüre unterzogen.

⁴⁰ Ebd., S. 264.

⁴¹ Hamburger: *Logik der Dichtung* (Anm. 12), S. 243 f.

⁴² Ebd.

auf dem das theoretische, historische und lyrische Ich angesiedelt ist. Dies muss vor dem Hintergrund von Hamburgers Fiktionsmodell als einer Unterscheidung von »fingiert« (in der heutigen Bedeutungsarmut von ›täuschen‹, ›simulieren‹) und fiktiv (von *fictio* in der Funktion des ›Bildens‹, ›Schaffens‹) verstanden werden sowie auf der Folie der Auseinandersetzung mit dem System Hans Vaihingers, genauer seiner Als-Ob-Struktur der Fiktion, der sie eine Als-Struktur als Ausweis der Fiktion gegenüberstellt.⁴³

Was Hamburgers im Exil in Schweden radikalisierten und konsequent monologischen Denkstil so wenig eingängig macht, ist die Einengung auf Instanzen und Funktionen anstelle von Figuren und Erzählstimmen. Dichtung, so heißt es im ausdrücklichen Bezug auf Erich Auerbach, vermittele nicht, sondern setze eine autonome Welt, die im aristotelischen Sinne nicht in der Bedeutungsnuance von Mimesis als Nachahmung, sondern dem Grundsinn nach als Darstellen, Machen zu verstehen ist. Daher brauche sie keinen Erzähler, sondern stattdessen »eine flukturierende Erzählfunktion«.⁴⁴ Figuren werden in Hamburgers Logik auf ihre strategisch-narrative Funktion hin durchlässig; ihre Beschäftigung mit *Don-Quijote* etwa, für die sie noch im hohen Alter Spanisch lernte, basiert auf dem Befund, dass Don Quijote nicht einfach Held/Figur/Gegenstand, sondern das ›Strukturelement des Romans‹ ist, das die verschiedenen Erzähltechniken zusammenhält. Dies liest sich wie russischer Formalismus auf Deutsch: *Don Quijote* handelt nicht von der gleichnamigen Figur, sondern ist der Name für ein Verfahren, das Erzähltechniken bündelt.

Im Exil entwickelt sich im Übrigen auch ein Wissenschaftsstil, der ein Sprechen und Schreiben in den rhetorischen Registern der Wissenschaftskritik impliziert – ein Stil auf Augenhöhe, wobei sie auch in der eigenen Rezeption von zeitgenössischer Literaturtheorie in den Worten Jörg Schönerts ›eine Oberflächenanpassung an Begriffe‹ vollzieht.⁴⁵ Diese Oberflächenanpassung an Begriffe erschwert den Zugang zur *Logik der Dichtung* und erklärt das sichtbare Bemühen innerhalb der Rezeption, dieses in seiner Zwitterstellung zwischen Philosophie und Literaturwissenschaft extrem voraussetzungsreiche Buch überhaupt erst einmal zu verstehen.

⁴³ Vgl. ebd., S. 60.

⁴⁴ Ebd., S. 121–128.

⁴⁵ Zum Begriff der ›oberflächlichen Angleichung‹ vgl. Jörg Schönert: »Käte Hamburger im fachgeschichtlichen Kontext des Zeitraums 1955–1975«, in: Albrecht/Löschner (Hg.): *Käte Hamburger. Kontext, Theorie und Praxis* (Anm. 5).

3. ›Tote Tradition‹: Ungeschriebene Bücher und umgeschriebene Aufsätze

In einem Brief an Josef Körner aus dem Jahr 1946 charakterisiert Hamburger ihre eigenen Denkbewegungen nicht positiv etwa als frei flotierende und ungebundene, sondern als unterbrochene Stränge einer nun ›toten Tradition‹. Hier spricht sie von ›lauter abgerissenen Fäden‹, denn Wissenschaft habe den Zusammenhang mit der deutschen Geisteskultur verloren.⁴⁶ War sie vor 1933 aus sogenannten rassistischen und Geschlechter-Gründen ohne jede Chance auf eine akademische Karriere an der Universität, so war für sie »mit der Emigration des Neukantianismus das relevante Theorie-Netzwerk entfallen«.⁴⁷

Ein Blick auf projektierte, unterbrochene, ungeschriebene Arbeiten und ihre Begründungen hierfür scheint nicht nur für die individuellen Lebensläufe und Forscherprofile aufschlussreich. Die Rekonstruktion dessen, warum etwas nicht vorhanden ist, sowie der Aufwand an Begründungen für derlei Verhinderungen ist auch Teil der Wissenschaftsgeschichte, die im Falle Hamburgers zunehmend ein Interesse für die möglichen Interdependenzen zwischen dem Nicht-Vorhandenen und dem Vorhandenen (an dessen Stelle Getretenen) entwickelt. Hierzu gehört Hamburgers erstes Habilitationsprojekt, das – wie aus einem Brief im Jahre 1932 aus dem Nachlass des Literaturwissenschaftlers Rudolf Unger⁴⁸ hervorgeht – den (Arbeits-)Titel *Humanität und Existenz* trug. Hier verfolgte sie in der für sie so typischen Verschränkung von Philosophie und Literaturwissenschaft einen ideengeschichtlichen Ansatz, den sie, wie sie sagt, aus den Lektüren der Romane Thomas Manns entwickelt habe. Fraglos gibt es zu allen Zeiten Ungeschriebenes, selten aber sind Schreibverhinderungen und -abbrüche so deutlich von außen determiniert worden wie in der Zeit vor und zwischen 1933–1945. In verschärftem Maße traf dies auf die wissenschaftlichen Vorhaben deutsch-jüdischer Autorinnen zu. Die Weigerung einer Betreuung von Projekten bis 1933, der Verlust von Notizen, Manuskripten und Konvoluten durch

⁴⁶ Vgl. den Brief von Käte Hamburger an Josef Körner vom 12.05.1946, in Auszügen publiziert in: Josef Körner: *Philologische Schriften und Briefe*, Göttingen: Wallstein 2001 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte 1), S. 216. Susman hingegen nennt in ihren Erinnerungen die deutsche Kultur »eine ferne kleine Insel«, die hinter ihr liege. Susman: *Ich habe viele Leben gelebt* (Anm. 27), S. 179.

⁴⁷ Vgl. zu dem Kontext Christa Kersting: »Remigration und Wissenschaftspolitik«, in: Bosinade/Schaser (Hg.): *Käte Hamburger. Zur Aktualität einer Klassikerin* (Anm. 9), S. 50–71, hier S. 70.

⁴⁸ Unger war einer der Herausgeber der wissenschaftlichen Reihe, in der Hamburgers Thomas-Mann-Monografie erschienen war.

Flucht und Emigration ab 1933, das wissenschaftliche Arbeiten mitunter ganz ohne Zugang zu Bibliotheken im Exil berühren nur die materielle Seite der Geschichte unterbrochener Denkbewegungen und produktiver Auseinandersetzungen, die beispielsweise Margarete Susman als Motor ihrer dialogischen Schreibweise stets betonte und in Zürich weiterzuführen versuchte. In ihrer Eigenschaft als Gesprächs- und Briefpartnerin zahlreicher Philosophen und Dichter erinnert sie an in der Überlieferung sicher überformte Kommunikationsweisen des 19. Jahrhunderts.

[Susman] nahm an verschiedenen theoretischen Strömungen teil, der Lebensphilosophie, der Phänomenologie, dem Existentialismus, ohne daß man von genau bestimmbareren Entwicklungsetappen sprechen kann. Doch zeigt sich ein diskontinuierlicher Zugang zur philosophischen Tradition. Ihr ganzes Werk durchzieht eine merkwürdige Mischung aus einer oft altmodischen, vergangenen Traditionen verpflichteten Denkweise und einer ganz modern anmutenden, konzentrierten Auffassung eines zeitkritischen Gedankens.⁴⁹

Bei Susman wird der ›gerissene Faden‹ durch ihre Schriften hindurch widersprüchlich, einmal als zu vernähender, meist jedoch als unheilbarer Riss erinnert. Der Riss bleibe nach einer treffenden Paraphrase Barbara Hahns, von Kontinuitäten umschlossen.⁵⁰ Über das Jahr 1933 schreibt Susman in ihren 1964 verfassten Erinnerungen: »Wir waren leidenschaftliche Deutsche und hatten uns in Deutschland durch alle Schrecken der Zeit hindurch mit solchem Vertrauen eingelebt«,⁵¹ um aus der Zeit ihrer Schreibgegenwart heraus zu folgern:

Es stellt sich nun heute, wo das ganze schon lange zurückliegt, für uns alle die bange Frage, ob nach diesem furchtbaren Geschehen ein neues deutsches Judentum wieder erstehen kann? Mir scheint es unmöglich [...]. Gewiß gibt es wieder Juden in Deutschland, aber es gibt kein deutsches Judentum mehr, wie auch nach der weit weniger schrecklichen spanischen Verfolgung nie mehr ein spanisches Judentum entstanden ist [...]. Was geschehen ist, hat ja nicht nur die Juden, sondern auch Deutschland selbst zerstört.⁵²

⁴⁹ Ingeborg Nordmann: »Wie man sich in der Sprache fremd bewegt. Nachwort. Zu den Essays von Margarete Susman«, in: Margarete Susman: *Das Nah- und Fernsein des Fremden. Essays und Briefe*, Frankfurt a. M.: Jüdischer Verlag 1992, S. 230. Ein Exempel des von ihr favorisierten Dialogischen als Modellfall des Denkens, Schreibens und Lesens ist die Übersetzung. Susman urteilt in ihrer Rezension zur Bibelübersetzung von Buber/Rosenzweig (1928), dass Übersetzung ein Vermögen der Sprache sei, eine Beziehung zwischen zwei irreduziblen Einzigartigkeiten herzustellen. Diese Beziehung versteht sie – so Nordmann – nicht als eine Transformation der einen in die andere Sprache, sondern als Vergegenwärtigung zweier Sprachen, die sich in der Trennung begegnen. Vgl. ebd., S. 242.

⁵⁰ Barbara Hahn: »Trümmer im Gepäck: Margarete Susman, Bertha Badt-Strauss und Hannah Arendt in der Emigration«, in: Dowden/Werner (Hg.): *German Literature, Jewish Critics* (Anm. 33), S. 99–119, hier S. 106.

⁵¹ Susman: *Ich habe viele Leben gelebt* (Anm. 27), S. 132.

⁵² Ebd., S. 136.

Einen handfesten Beweis dieser Arbeit an der Deutung des Risses stellt bei Susman das Vorhaben eines Buches über ihren geistigen Mentor Simmel dar. Erste Skizzen liegen vor; der Wunsch, aus ihnen ein Buch zu machen, bildet ein Kontinuum während ihrer oft wechselnden Aufenthaltsorte: »Damals zerbrach in der Mitte vor allem auch meine große Arbeit über Simmel, die mir nicht lange vorher von offizieller Seite aufgetragen und die mit dem Auseinanderbrechen Deutschlands und meines eigenen Lebens mit einem Schlage sinnlos geworden war.«⁵³ Und einige Seiten später heißt es:

Meine begonnene Arbeit über Simmel hatte ich, als ich Deutschland verließ, beiseite gelegt, weil ich an ein Wiederaufleben Simmels in Deutschland und auch in der Schweiz nicht glauben konnte. Und auch weil Ernst Robert Curtius mir von dieser Arbeit, obwohl er sie dringend wünschte, abgeraten hatte [...]. Als ich sie dann nach Jahren hier wieder aufnehmen wollte, konnte ich mit meinen bereits verdunkelten Augen den klein und mit Abkürzungen geschriebenen Text nicht lesen, und noch weniger konnten es die anderen. So ist schließlich nur ein bescheidenes Büchlein über Simmel zurückgeblieben, das ich noch überaus gerne ergänzt hätte.⁵⁴

Gemeint ist das 1959 veröffentlichte Buch *Die geistige Gestalt Simmels*, in dem Susman die verlorene Geltungsmacht der Wörter zu ihrer historischen Folie macht. In diesem Buch, das Simmels »geistige Persönlichkeit, die Verbindung von äußerem Schicksal und innerem Sein«⁵⁵ zu zeigen sucht, wie auch in ihren Erinnerungen spricht sie von der Notwendigkeit einer Um- bzw. Neubenennung der Dinge. Denn nach dem Ersten Weltkrieg sei ihr angesichts der Furchtbarkeit des Geschehens (ausgerechnet!) an der Lektüre Hemingways aufgegangen, »daß wir mit Wahrheit nur noch Eigennamen und Straßennamen aussprechen können«.⁵⁶ Simmel suche zwar nicht, wie die spätere Philosophie, neue Ausdrücke für die Dinge. Doch sieht sie in seiner Vorliebe für die Autorität des Gesagten einschränkende Adverbien eine Sprachskepsis

⁵³ Ebd., S. 140. Die Spaltung wird auch auf die Sprache übertragen: Sie sehnt sich nach dem wahren Deutsch, in dem sie »alle Werte des Lebens« empfangen hat, empfindet die Kluft zwischen dem ihr vertrauten Deutsch und dem Deutsch der Nationalsozialisten, dem »warmen, kulturgeprägten Deutsch und dem kalten Deutsch der Nationalsozialisten« (ebd., S. 137 f.).

⁵⁴ Ebd., S. 157. In der Vorbemerkung zu ihren Erinnerungen schreibt sie überdies, dass sie im Alter fast ganz ohne Augenlicht ist, weshalb sie keine Seite, keinen Satz überprüfen kann und daher diktieren muss.

⁵⁵ Ebd., S. 12: Der Begriff der ›Gestalt‹ ist ein, vielleicht das entscheidende Wort ihrer Denkweise: Durch den Zweiten Weltkrieg sei nicht nur die menschliche Sprache, sondern auch das in ihr geformte Bild des Menschen verloren gegangen, der Verlust der Sprache und der Gestalt sei eins.

⁵⁶ Ebd.

am Werk, in der sich das von Hemingway formulierte Wissen um die »Auflösung fester Wahrheit[en]« vorbereite.

Zwei Worte begegnen uns bei Simmel immer wieder. Die Worte »vielleicht« und »sozusagen«. Das erste, das in der bisherigen philosophischen Sprache als Fremdwort erscheint, ist in dieser Stunde, da alle feste Wahrheit sich auflöst, ein Zeichen des Innehaltens vor der schriftlichen Niederlegung jeder eindeutigen Überzeugung. Das zweite entspringt dem gleichen Bedenken; es sagt: Soweit wir Menschen das aussprechen können, soweit es uns zukommt, eine Sache, einen Begriff einfach und endgültig zu formulieren. Es ist ein Wissen um die Unzulänglichkeit jedes Menschenworts darin.⁵⁷

Die Simmel hier bescheinigte modulierende Kraft der Sprache, die vor Vereindeutigungen und Ideologisierungen schützt, kann für Susmans eigene Wissenschaftsprosa nur eingeschränkt gelten: Ihre politischeren Essays kennzeichnet geradezu ein

Mangel an Sprachskepsis, die nicht selten eine unkritische Weiterführung von Traditionen darstellt, die das pathetische Klima von Krise und Neubeginn Anfang des 20. Jahrhunderts ausmachten: der Lebensphilosophie, des Expressionismus, der negativen Theologie. Ihre Argumentation ist dann mit elementaren und apokalyptischen Metaphern überladen.⁵⁸

Ein letzter Aspekt gilt nicht mehr den ungeschriebenen, sondern den umgeschriebenen Werken der Autorinnen, die auch aufgrund ihrer bemerkenswert langen Lebensspanne in großem Zeitabstand Revisionen und Umschreibungen vorgenommen haben: Susman stirbt 94-jährig in Zürich, ohne je wieder deutschen Boden betreten zu haben, Hamburger stirbt 96-jährig in einer psychiatrischen Anstalt in Stuttgart. Hierfür lohnt ein kurzer Blick auf die Beiträge zur sogenannten Rahel-Philologie, die neben Hamburger und Susman bekanntermaßen auch Hannah Arendt auf in der Annäherung, den Voraussetzungen und im Ergebnis vollkommen unterschiedliche Weise beschäftigt hat.⁵⁹

1934, während ihrer kurzen Zeit in Frankreich, erschien Hamburgers Aufsatz *Rahel et Goethe* in der *Revue Germanique*, den sie in veränderter Fassung 1968 in der Festschrift für die Goethe-Forscherin Lieselotte Blumenthal noch einmal publizierte. Geht es in der ersten Fassung, wie Gesa Dane ausführlicher herausgearbeitet hat und wie in der Namenfolge ersichtlich, um Rahel Varnhagen als Begründerin des Goethekults,⁶⁰

⁵⁷ Ebd., S. 48 f.

⁵⁸ Nordmann: »Wie man sich in der Sprache fremd bewegt« (Anm. 49), S. 245.

⁵⁹ Umso ärgerlicher ist es, dass die Resultate der sogenannten »Rahel-Philologie« lange über deren Charakterisierung als »verdeckte Autobiografien« nicht hinausgelangen.

⁶⁰ Dane: »Käte Hamburger« (Anm. 31), S. 197 und dies.: »Eine Klassikerin der Literaturtheorie: Käte Hamburger«, in: Dowden/Werner (Hg.): *German Literature, Jewish Critics* (Anm. 33), S. 121–127, hier S. 124 f.

so liegt der Akzent der Überarbeitung auf der Grundierung durch eine historische Perspektive, genauer geht es darum, vom Ende des deutschen Judentums aus so etwas wie den Anfang zu denken: »Und Rahels Goethe-Verständnis«, heißt es bei ihr, »ist ein nicht unwichtiges Kapitel der deutschen Geistesgeschichte sowohl als der Geschichte des deutschen Judentums, die genau hundert Jahre nach ihrem Tode (1833) ihr Ende fand.«⁶¹ Hier soll nun nicht mehr nur eine Station ›deutscher Geistesgeschichte‹ konturiert, sondern ihre Bedeutung für ›die Geschichte des deutschen Judentums‹ entwickelt werden, gestützt durch die Annahme einer zeitlichen Konvergenz von deutscher Geistesgeschichte und deutschem Judentum. Zudem dient der Text, wie nicht selten bei Hamburger, der Verwerfung von Positionen innerhalb der bisherigen Arbeiten zu Rahel. So wird in Hamburgers Text der funktionierende Plural bezweifelt, den Susmans Buch nicht nur in ihrem Titel *Frauen der Romantik* trägt, sondern zum Ordnungsprinzip ihres Buches erhebt: Neben Rahel werden die Lebensentwürfe von vier Frauen (Caroline, Dorothea, Bettina und Karoline) – darunter also christliche wie jüdische – als »aus gemeinsamem historischen Wurzelgrund«⁶² stammend entwickelt. Nur die äußeren Lebensdaten stimmten, tatsächlich aber unterscheidet sich Rahel von der zutiefst christlichen Haltung und der Todessehnsucht romantischer Frauen.⁶³ Susman bietet so etwas wie eine hagiografische Lesart der romantischen Frauen an. Ist es bei Margarete Susman in der Lesart Hamburgers der Plural, der sich angesichts der Heterogenität der Frauen als Klammer nicht halten lässt, so fänden sich in Hannah Arendts Rahel-Buch »Verfälschungen« – Hamburger tritt hier als Philologin gegen die »Politologin« Hannah Arendt an – und Kategorienfehler, insbesondere durch die Einführung von »Jüdin und Schlemihl, Paria und Parvenue«. In der 1968 veröffentlichten und überarbeiteten Fassung heißt es hierzu:

Sie [Hannah Arendt, M. K.] hat dieses Rahel mehr oder weniger diffamierende Buch geschrieben, weil sie als bewußte Jüdin in Rahel einen besonders prägnanten Fall der von Anfang an zum Scheitern verurteilten Assimilationsbemühungen des deutschen Judentums sieht. Das Buch ist unter dem Aspekt von 1933 konzipiert, des Antisemitismus überhaupt, und richtet sich durch das Beispiel Rahel hindurch, aus jüdischem Selbstbewußtsein, gegen die Assimilation.⁶⁴

⁶¹ Käte Hamburger: »Rahel und Goethe« (1968), in: dies.: *Kleine Schriften zur Literatur- und Geistesgeschichte*, Stuttgart: Heinz 1976 (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 25), S. 111–130, hier S. 112.

⁶² Susmans Vorwort zur ersten Ausgabe von 1931, in: Margarete Susman: *Frauen der Romantik*, Frankfurt a. M./Leipzig: Insel 1996, S. 9.

⁶³ Vgl. Hamburger: »Rahel und Goethe« (Anm. 61), S. 119.

⁶⁴ Ebd., S. 129 f.

Zudem moniert Hamburger die bei Arendt dominante Figur der »Selbstbeobachtung als Lebensform«,⁶⁵ die einseitig »eine ausschließlich mit sich selbst beschäftigte Rahel« zeige, anstelle einer »der klassischen Humanitätsidee«⁶⁶ verpflichtete Person innerhalb der deutschen Geistes- und Gesellschaftsgeschichte.

Dass das deutsche Judentum Geschichte geworden ist und durch einen gewaltsamen Bruch keinen Teil der deutschen Geistesgeschichte mehr bilden kann, scheint Konsens der Rahel-Philologie zu sein, nicht aber die sich für manche daraus ergebende, teleologische Lesart, die sich von 1933 herschreibt. Auch Susman wird ihre Interpretation über 30 Jahre später korrigieren, indem sie die Romantik nun als schwieriges Erbe begreift, die konstitutiven Anteil am deutschem Nationalismus und damit an der Entwicklungslinie bis zur »grauenhafte[n] Katastrophe«⁶⁷ des Nationalsozialismus habe.

4. Fazit: Echoräume

Der gekappte Denkraum, die aussetzende Produktivität der Spannungen auch in der parallelen Entwicklung unterschiedlicher Denkstile, der betonte ›fehlende Zusammenhang mit der spezifisch deutschen Geisteskultur‹ wird bei Hamburger in der Vereinbarkeit von Wissenschaftstreue zu ihrem Herkunftsland und ureigener Kontur aufgefangen. Die *Logik der Dichtung* hat ihre Grundierung in der sprachphilosophischen Denkkultur der Jahrhundertwende bis in die 30er Jahre hinein und bildet eine Art Echoraum der Philosopheme und Begrifflichkeiten von Vaihinger,

⁶⁵ Arendts Rahel Varnhagen-Buch ist in seiner Mischform aus Erzählung und Analyse eine kritische Annäherung an Selbstbeobachtung als Lebensform. Die Mängel dieser intellektuellen Lebensform liegen von der Lühe zufolge in der Enthistorisierung des Personalen, der Ausblendung des Politischen und der Segmentierung des Erlebens. Vgl. hierzu: Irmela von der Lühe: »Biographie als Versuch über weibliche Intellektualität. Hannah Arendts ›Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik«, in: dies./Anita Runge (Hg.): *Biographisches Erzählen*, Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler 2001 (= Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 6) S. 103–114.

⁶⁶ Hamburger: »Rahel und Goethe (Anm. 61), S. 130. Hamburger und Arendt waren trotz Respektbezeugungen eher ungnädig miteinander: Arendt hatte 1934 Hamburgers Buch *Thomas Mann und die Romantik* rezensiert. Beginnend beim unrechtmäßigen »und« im Titel, kritisierte sie den fehlenden Aufweis eines geschichtlichen Zusammenhangs zugunsten einer integrierenden Geisteshaltung der Romantik im Werk Thomas Manns. Überdies bezeichnete sie Methode und Ergebnisse als selbstevident und warf Hamburger vor, kein Vergleichsfeld zu haben und nicht historisch zu arbeiten. Stattdessen gebe sie das Irrationale als gemeinsamen Grund an. Vgl. die Besprechung in: *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft* 28 (1934), S. 297 f.

⁶⁷ Susmans Vorwort zur Ausgabe von 1960, in: Susman: *Frauen der Romantik* (Anm. 62), S. 13.

Dilthey, Husserl, Paul Hofmann und Cassirer.⁶⁸ In der fortwährenden Übersetzungsarbeit, Abgrenzung und Umdeutung werden diese Partikel einer Verträglichkeitsprüfung mit neueren Denkströmungen, vor allem aber mit Hamburgers eigenen Denkbewegungen unterzogen. Konflikte dienen ihr hierbei, wie es Jørgen Sneis formuliert, als Mittel zur Durchsetzung von Darstellung, wodurch sich Theoriebildung als Regelung epistemologischer Konflikte erweist.⁶⁹ Hamburger reicht das philosophische Gepäck der 20er Jahre durch die Sprachen hindurch, um es zudem über die, in der Lehre des Deutschen als Fremdsprache im Exil, erworbenen Sensibilisierungen für den grammatischen Aufbau der Sprachen zu konturieren und neu in Bewegung zu versetzen. Exakter formuliert dies Claudia Löschner, die die Bauweise der *Logik der Dichtung* zusammenfasst als ein System der Sprache, das mit einem System des Denkens überdacht wird.⁷⁰ In Hamburgers Logik- als Denksystem, das im Übrigen auch Ansätze zum Medien- und Künstervergleich beinhaltet, finden sich kaum ›blinde Begriffe‹, allerdings sind sie auf eine Weise voraussetzungsreich, dass ihr Grad an Sättigung nicht nur verborgen bleibt, sondern durch die über die Rezeption zahlreicher aktueller Forschungen erreichte ›oberflächliche Angleichung‹ an eingeführte Begriffe und Konzepte für Verwirrung sorgt.

Hamburger wie Susman waren, wenn auch in ungleicher Intensität, mit dem Phänomen beschäftigt, das man in der Formel des ›wer spricht?‹ fassen kann. Von beiden lässt sich behaupten, dass ihr Schreiben durch die Adressierung oder Eliminierung dessen, der spricht, einen Einschnitt in der Geschichte literaturwissenschaftlicher Methodik und Problemstellung hinterlassen hat. Während Käte Hamburger von der Philosophie her oder durch sie hindurch ihre Fragen an die Literaturwissenschaft formuliert, ist Susmans später gern zur Abwehr biografistischer Gedichtinterpretationen genutzte Begriffsbildung des lyrischen Ich Resultat einer eher diskontinuierlichen Leseweise kultureller Unterströmungen. Was sie also wie beiläufig entdeckt, wird bei Hamburger in einer streng deduzierenden Lesart von Literatur gewonnen: Die durchaus politischen Implikationen, die angesichts des viel beschworenen Beitrags jüdischer Wissenschaftler/innen zur deutschen Kultur vor und nach 1945 in der Frage nach dem ›wer spricht?‹ mitlaufen können, wollten

⁶⁸ Löschner betont hierbei, dass Hamburger »die Architektur ihrer Argumentation«, die tragenden Säulen ihrer Argumentation nicht sichtbar mache, weshalb das Buch im Ruf der Unverständlichkeit stand. Löschner: *Denksystem* (Anm. 1), S. 8.

⁶⁹ Vgl. Jørgen Sneis: »Als ob – comme si – quasi. Zur Kontroverse zwischen Käte Hamburger und Roman Ingarden«, in: Albrecht/Löschner (Hg.): *Käte Hamburger. Kontext, Theorie und Praxis* (Anm. 5).

⁷⁰ Vgl. hierzu Löschner: *Denksystem* (Anm. 1), S. 169 ff.

beide in ihre Forschungen nicht miteinbeziehen. In ihren (eher späten) Essays zu deutsch-jüdischen Autorinnen – das sei nur noch cursorisch erwähnt – findet Käte Hamburger ein Spielfeld ihrer Lyrik-Konzeption und ihrer Aussagen zum Ich, für die sie ja eine Einheit von lyrischem und Autoren-Ich beansprucht: Else-Lasker-Schülers Lyrik nennt sie »eine einzige Ichaussage«, ihr Ich »überflute«⁷¹ die Gedichte förmlich. Weiterhin stellt sie fest, dass seltsamerweise ein großer Teil der Gedichte der alten Frau wiederum Liebesgedichte seien.⁷² Hier hört man den folgenreichen Kurzschluss durch die Aufhebung der Trennungsleistung zwischen lyrischem Ich und Autor-Ich deutlich heraus. Neben derlei Kurzschlüssen scheint in den Essays zu deutsch-jüdischen Autorinnen und Autoren auch der Auftragscharakter dieser Schriften hervor. Anders als Susman, die vor 1945 die Idee der ›Auftragsarbeit‹ produktiv wendete und rhetorisch nutzte, erweisen sich Hamburgers auf Anfrage entstandene Arbeiten zu deutsch-jüdischen Autoren als recht spröde. Es scheint, als wolle sich Hamburger in den diesem Themenfeld zuzuordnenden Ausführungen gar nicht von dem Grund und Kontext ihres Entstehens entfernen: Zwar erfüllt sie die ihr angetragenen Wünsche, etwa 1966 vor der Württembergischen Bibliotheksgesellschaft in Stuttgart im Rahmen der ›Woche der Brüderlichkeit‹ zu *Heine und das Judentum* zu sprechen. Doch weist sie diese Wünsche auch immanent zurück, indem sie hier über ihre recht unambitionierte Argumentation hinaus deutlich macht, dass Heine nicht zu ihrem Autorenkanon gehört.⁷³

Dass die Fiktion von ihrer eigenen Grammatik geleitet wird, mutet uns heute, auch auf der Folie anderer Fiktionalitätstheorien nicht fremd an; eigenwillig hingegen bleibt ihre Gattungsreformulierung, die sich am Ausschluss des Erzählers, dem Ausschluss der Lyrik und der Ich-Erzählung als Poiesis orientiert. Eine besondere Leistung stellt wohl die enge und konzentrierte Argumentation am Textbefund entlang dar, die Susman bereits hier und da und Hamburger fortwährend leistet. Es ist

⁷¹ Käte Hamburger: »Else Lasker-Schüler«, in: Hans Jürgen Schulz (Hg.): *Es ist ein Weinen in der Welt. Hommage für deutsche Juden unseres Jahrhunderts*, Stuttgart: Quell 1990, S. 77–98, hier S. 90.

⁷² Vgl. ebd., S. 92.

⁷³ Gert Mattenklott nennt den publizierten Vortrag eine »Gelegenheitsarbeit«, für die eine gezielte Einstellung auf ein nichtakademisches Publikum typisch ist. Er bezeichnet den Text als Meditation von persönlichem Schicksal und Geschichte: »Im Spiegel Heines sucht die Autorin nach ihrem eigenen Bild«. Gert Mattenklott: »Käte Hamburger im Kontext ihrer jüdischen Verhältnisse«, in: Bossinade/Schaser (Hg.): *Käte Hamburger* (Anm. 9), S. 72–82, hier S. 72 f. Ich lese den Vortrag hingegen als eine Arbeit, die den an sie ergangenen Auftrag samt der für ein bundesrepublikanisches Klima nach 1945 charakteristischen, ihr geltenden Projektionen umgeht. Ihre lebenslange Zurückhaltung den eigenen Erlebnissen gegenüber wahrt sie hier also im Grunde erst recht.

die weder im deutschen Kontext der 50er Jahre, geschweige denn in dem der 20er Jahre selbstverständliche ›Arbeit am Text‹.

Was bleibt? Rezeption und kritische Relektüre sind eine der Formen, sich der Produktivität dieser Wissenschaftlerinnen zu erinnern, eine andere, vielleicht flüchtigere, vielleicht stabilere Form ist das öffentliche Gedächtnis der Stadt: Nach den Wissenschaftlerinnen sind zwar keine Plätze oder Straßen, dafür aber Wege benannt: Frankfurt am Main hat einen ›Margarete-Susman-Weg‹ und Göttingen einen ›Käte-Hamburger-Weg‹, in dem sich – Zufall oder nicht – der *Fachverband Deutsch als Fremdsprache e. V.* der Georg-August-Universität Göttingen befindet.